



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die Sklaverei bei den antiken Dichtern. 1

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Sklaverei bei den antiken Dichtern

1



amerling äußert einmal, er habe sich gewundert, bei den römischen Komikern ein ganz andres Bild der damaligen Sklaverei zu finden als bei den heutigen Gelehrten, die darüber schreiben. Dasselbe war auch mir begegnet und wird jedem begegnen, der sich mit den Komikern nicht allein, sondern überhaupt mit den Dichtern der Alten beschäftigt. Es lohnt sich also wohl, dieses von den gewöhnlichen Darstellungen abweichende Bild einmal zu zeichnen. Zuvor aber möchte ich auch an das Neue Testament erinnern, das in dieser Hinsicht den denkenden Leser noch mehr in Erstaunen setzt. Die drei ersten Evangelien atmen Barmherzigkeit. Wäre die Lage der Sklaven so entsetzlich gewesen, wie man sie uns zu schildern pflegt, so würde Christus ihrer als der bemitleidenswertesten und hilfsbedürftigsten Klasse ausdrücklich gedacht und über die Herren sein Wehe gerufen haben. Keine Spur davon! In den Gleichnissen ist von treuen und fleißigen, wie von schlechten und faulen Knechten die Rede, aber die einen wie die andern pflegen so behandelt zu werden, wie sie es verdienen. Werden die Knechte einmal mißhandelt, so geschieht das nicht vom Hausvater, der ein viel zu vornehmer Mann ist, als daß er sich an irgend jemandem thätlich vergreifen sollte, sondern von einem Obersklaven. Es gehört zu den Obliegenheiten eines Haus- oder Gutsverwalters, daß er seinen Mit-
sklaven Speise austheile zur rechten Zeit,^{*)} und selig ist der Knecht, den der Herr, wenn er kommt, in diesem Stücke pflichtgetreu findet. Wenn aber ein solcher Oberknecht in seinem Herzen spricht: der Herr wird ja so bald nicht wiederkommen, und wenn er anfängt, Knechte und Mägde zu schlagen, zu essen, zu trinken und sich voll zu saufen, so wird ihn der Herr einmal überraschen zu einer Stunde, wo er es am wenigsten erwartet, und wird ihm seinen Teil bei den Ungetreuen geben. (Lukas 12, 42—46.) Sind es doch auch

^{*)} Einem Berliner Pferdebahnschaffner soll kürzlich folgendes begegnet sein. Wie er in seiner sieben Minuten währenden Mittagspause ein paar Bissen essen will, kommt ein Kontrollbeamter, um Revision abzuhalten. Der Schaffner bittet, ihm die paar Minuten zur notdürftigsten Sättigung zu lassen; für diese Widersetzlichkeit wird er mit Entlassung bestraft, verliert er sein Brot.

bis auf den heutigen Tag gewöhnlich nicht die großen Herren, die ihre Knechte plagen, sondern die Oberknechte: Wirtschaftsinspektoren, Fabrikaufseher, Unteroffiziere und wie sie sonst heißen. Einmal wird der Patron als ein harter Mann bezeichnet, der ernten wolle, wo er nicht gesät habe, in dem Gleichnis von den Talenten oder, wie Luther übersetzt, Pfunden. Dieses Gleichnis, dessen unendlich tiefe Bedeutung uns hier nichts angeht, ist ganz und gar dem römischen Leben entnommen, denn in der That kam es nicht selten vor, daß der Herr einem Sklaven Kapitalien, sei es zu Wechsel- und Wuchergeschäften, sei es zu andern Unternehmungen, anvertraute; wie viel er dem Knechte lassen wollte, das stand natürlich in seinem Belieben, wie es auch dem Sklaven freistand, den Herrn zu betrügen oder ehrlich gegen ihn zu handeln. Hart zeigt sich aber jener Herr im Evangelium nur dem dummen und faulen Knechte gegenüber, der Furcht vor seiner Härte vorgeschützt und das Geld vergraben hat; den andern beiden schenkt er Kapital und Zins und giebt dem, der so schon zehn Talente hat, noch das Talent des Dummkopfs dazu, sodaß jener nun ein Vermögen von über fünfzigtausend Mark besitzt. (Matth. 25 und Luk. 19.) Ein Römer, und zwar ein Offizier, spielt die Hauptrolle in einer evangelischen Begebenheit, und einer seiner Sklaven hat die Veranlassung gegeben. Der Centurio zu Kapernaum bittet Jesus (nach Matth. 8; nach Luk. 7 läßt er ihn bitten) seinen Jungen zu heilen, der an der Gicht darniederliege und schreckliche Schmerzen leide. Und er macht so viel mit diesem Jungen her, daß sogar der Gemeinderat des Städtleins ausrücken und bei dem Wunderarzte Fürbitte einlegen muß.*) In den Strafpredigten der Apostel, z. B. in

*) Daß mit dem Jungen — *ὁ παῖς μου* — nicht etwa sein Sohn gemeint ist, sieht man aus Lukas, wo er *δοῦλος* genannt wird. Mit dieser liebevollen Fürsorge eines alten Heiden für seinen Sklaven vergleiche man unter unzähligen Fällen, die wir aus unsrer „christlichen“ Gesellschaft anführen könnten, nur den folgenden. Ein Brauer, der fünfundzwanzig Jahre lang in derselben Brauerei gearbeitet hat, wird entlassen, weil ihn die Gicht arbeitsunfähig gemacht hat. Wegen Bettelns vor Gericht gestellt, sagt er: „Wenn ich mir mein Leben nicht selbst nehmen, sondern solange aushalten will, bis es Gott gefällt, mich zu erlösen, muß ich, aus dem Gefängnis entlassen, wieder betteln und immer wieder betteln. Ich bitte herzlich, verurteilen Sie mich zum Tode, da bin ich erlöst!“ (Berliner Morgenzeitung 1893, Nr. 274.) Die Geschichte vom Hauptmann hat aber noch eine andre Seite, die einmal besonders und zwar gründlich behandelt zu werden verdiente, und über die jedesmal gepredigt werden müßte, so oft sich ein reicher Mann in die Kirche verirrt. Die Ältesten empfehlen den Hauptmann mit den Worten: er liebt unser Volk und hat uns auch die Synagoge gebaut. Wo hätte man wohl je vernommen, daß ein königlich preussischer Hauptmann, Major oder Oberst am Garisonorte seinen Konfessionsgenossen, geschweige denn der Gemeinde eines andern Glaubens eine Kirche oder Schule gebaut hätte! Wer nun Friedländers Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms kennt, der weiß, daß dieser römische Hauptmann zu Kapernaum nicht etwa ein Sonderling war, der den Spott seiner Kameraden zu fürchten gehabt hätte, sondern daß er nur that, was in seinem Stande Sitte war. Großartige Freigebigkeit gegen arme Verwandte, Bekannte und Klienten, namentlich aber Stiftungen und Prachtbauten zu gemein-

der berühmten im ersten Kapitel des Römerbriefes, wird Härte gegen die Sklaven nicht besonders gerügt, sie kann also kein hervorstechender Charakterzug des antiken Lebens gewesen sein. Wo in den Episteln die Standespflichten abgehandelt werden, da wird auch der gegenseitigen Pflichten der Herren und der Knechte gedacht, aber in einer Weise, die durchaus auch auf unsre heutigen Verhältnisse paßt. Wenn die Knechte 1. Petri 2, 18 ermahnt werden, den Herren in aller Ehrfurcht unterthan zu sein, nicht allein den gütigen und milden, sondern auch den wunderlichen, so ist damit deutlich genug ausgesprochen, daß die Lage der Knechte nur dann schlimm war, daß ihnen die Versuchung zu Haß und Widerpenstigkeit nur dann nahe lag, wenn der Herr kein normaler Mensch war, sondern einen Sparren hatte. Das griechische Wort, das Luther sehr gut mit wunderbarlich übersetzt hat, *σκολιός*, bedeutet eigentlich krumm, verbogen, verdreht; die Vulgata übersetzt es statt mit einem lateinischen mit einem andern griechischen Worte *dyscolus*, was schwer zu befriedigen oder mürrisch bedeutet.

Den Begründern des Christentums hat sich also die Sklaverei nicht als eine besonders auffällige Erscheinung aufgedrängt, und wo sie sie gelegentlich erwähnen, da gereicht das, was gesagt wird, den Herren nicht zur Unehre. Wenden wir uns nun zu den Heiden. Die Sklaventheorien der alten Philosophen und Juristen sind selbstverständlich, wie alle Theorien, aus den wirklichen Verhältnissen abgeleitet. Nichts könnte verkehrter sein als die Vorstellung, die Theorie sei in diesem Falle der Praxis vorangegangen, irgend ein uninteressirter Philosoph oder interessirter Staatsmann hätte den Satz aufgestellt, es gebe zweierlei Arten von Menschen, oder es gebe Wesen, die nur wie Menschen aussähen, in Wirklichkeit aber keine Menschen seien, und daraufhin wäre eines schönen Tages die Sklaverei förmlich eingeführt worden. Vielmehr ist die Sache in Griechenland, in Italien und sonst überall folgendermaßen verlaufen. Vor dem Beginn der geschichtlichen Zeit bestand das Volk aus gleichberechtigten freien Bauern. Einzelne Stammesgenossen waren zu größerem Grundbesitz und damit zu höherm Ansehen gelangt, waren Vornehme und Häuptlinge oder Könige geworden. Diese Vornehmen hätten ihren größern Acker, zu dessen Bebauung die Familienmitglieder nicht hinreichten, nicht bestellen, hätten die mancherlei Luxusgeräte und schönen Kleider, die sie im Hause anfertigen ließen, nicht haben können, wenn sie sich nicht Arbeiter von auswärts verschafft hätten, denn von ihren freien Stammesgenossen dachte natürlich keiner daran, für sie zu arbeiten. Bei den beständigen Kriegen der Völker und Stämme

nützigen Zwecken, nicht bloß für die eigne Vaterstadt, sondern auch für andre Gemeinden, zu denen man irgendwie in Beziehung stand, „Bauen und Schenken“, wie Friedländer nach Martial sagt, das gehörte in Altrom so wesentlich zur Lebensführung des vornehmen und reichen Mannes, wie heute bei uns ein guter Fasanenstand, ein Stall voll von Rennpferden und ein Zen.

mit einander war das nun eben nicht schwierig. Was hätte man wohl mit einem Kriegsgefangnen besseres thun können, als ihn für sich arbeiten zu lassen? Ihn niederhauen, nachdem er zu kämpfen aufgehört und um sein Leben gebeten hatte, wäre eine unnütze Grausamkeit, ihn laufen zu lassen in einer Zeit, wo es noch kein Offiziersehrenwort gab, höchst unklug gewesen. Oder hätte der Sieger den Gefangnen etwa einsperren und ernähren, also selber für ihn arbeiten sollen? Das wäre geradezu Narrheit gewesen. Daß der Gefangne für den Herrn arbeitete, war das einzig natürliche und, indem es die Arbeitsteilung beförderte, für die Kultur höchst erspriesslich. Hatte man einmal solche Arbeiter, so wurde bald die ganze Wirtschaft auf sie gegründet, und nun waren sie unentbehrlich. Man durfte sie also auch dann nicht fortlaufen lassen, wenn die Gefahr, daß sie noch einmal die Waffen gegen ihren Besitzer ergreifen könnten, vorüber war. Wie sollte man sie festhalten? Man konnte ihnen ihre Lage angenehm machen und sie durch Zuneigung und Gewohnheit fesseln, oder man konnte sie in Ketten arbeiten lassen, oder man konnte ihnen für den Fall, daß sie fortliefen, einen grausamen Tod androhen. Alle diese Mittel wurden abwechselnd angewendet. Das Recht des Siegers über Leben und Tod des Kriegsgefangnen verstand sich von selbst; damit war auch das geringere, das Züchtigungsrecht, gegeben. Einen Staat, der den Herren diese beiden Rechte hätte nehmen oder beschneiden können, oder der sie an ihrer Statt und zu ihrer Bequemlichkeit ausgeübt, etwa den fortgelaufenen Sklaven „wegen Kontraktbruch“ bestraft hätte, gab es nicht, und als später der Staat entstand, befaßte er sich nicht sofort mit allen Kleinigkeiten, sondern ließ vor der Hand einen jeden Hausvater Herr bleiben in seinem eignen Hause. War jetzt stehende Nachfrage nach Sklaven vorhanden, so fanden sich bald auch unternehmende Kaufleute, die aus ihrer Befriedigung ein gewinnbringendes Geschäft machten, sodaß die großen Gutsbesitzer nicht auf einen Krieg zu warten brauchten. Bei dem gänzlichen Mangel völkerrechtlicher Beziehungen zwischen den verschiedenen Stämmen machten sich kühne Abenteurer kein Gewissen daraus, wildfremde Menschen zu berauben oder auch in Person zu rauben. Das Geschäft wurde, weil es gewinnbringend war und gar nicht entbehrt werden konnte, noch bis in die Zeiten der höchsten Kultur*) hinein betrieben. Angesehen war dieses

*) Der alten Kultur, meinen wir zunächst, ohne jedoch die neuere auszuschließen. Bis in unser Jahrhundert herein wurde der Negerklavenhandel betrieben, heute nennt man's Kuli-handel. Dazu ist dann der Handel mit englischen Fabrikkindern, sizilianischen Schwefelgrubenknaben, deutschen Rübenkindern u. s. w. gekommen. Um das „Herr, ich danke dir!“ (daß ich solcher Grenel nicht fähig bin) mit Andacht und Überzeugung weiter beten zu können, lassen wir uns jedes Vierteljahr einmal von den Zeitungen erzählen, wie in Lemberg oder Warschau oder Odessa ein Mädchenhändler abgefaßt worden sei, natürlich ein polnischer Jude, und wie man ihm seine Beute, bestehend aus zwei Mädchen, entrißen habe. Daß in Berlin die Mädchen tagtäglich und zu Hunderten verschachert werden, läßt uns der Glanz der Gerechtigkeit, der uns umgiebt, nicht sehen.

Gewerbe gerade nicht. In des Aristophanes „Plutos“ meint Penia, wenn nicht die Not dazu triebe, würde sich niemand auf ein so widerwärtiges Geschäft wie die Menschenjagd einlassen, und Plautus läßt im „Schiffbruch“ den Charmides rufen: der Mensch muß ein Sklavenhändler sein, er kennt kein Mitleid.

So waren also die Grundbesitzer im natürlichen Laufe der Dinge zu leib-eigenen Arbeitern gekommen und dadurch Herren geworden, aber ihre Sklaven für eine andre Art von Wesen anzusehen, fiel ihnen selbst dann noch nicht ein, als die Sklaventheorie schon ausgedacht worden war, fiel den Alten so wenig ein, wie es irgend einem Menschen des siebzehnten Jahrhunderts eingefallen ist, auf die Autorität des Cartesius hin die Tiere für seelenlose Maschinen zu halten und den Schrei einer in den Schwanz gezwickten Ratte auf die nämliche Weise zu erklären wie den einer Schreipuppe. Die Sklaven blieben Menschen auch in den Augen ihrer Herren, und diese traten in menschliche Beziehungen zu ihnen. Natürlich wird von solchen, die in Gefangenschaft geraten, namentlich wenn es Mädchen edler Abstammung sind, die Sklaverei als das größte Unglück beklagt, und an dergleichen Klagen sind besonders einige Dramen des Euripides reich; aber würde es heute etwa nicht als ein entsetzliches Unglück angesehen werden, wenn sich eine geborne Gräfin als Magd verdingen müßte? Zuweilen kam die Unglückliche noch recht glimpflich davon. Die Sklaverei — meint Tekmessa bei Sophokles zu Mias, der sie erbeutet und zur Gattin genommen hatte — sei zwar aller Übel schrecklichstes, allein da ich nun dein Weib geworden, „nehm ich liebend teil an deinem Los.“ Selbst Apollon läßt es sich bei Admetos, zu dem er durch des Zeus Beschluß geraten ist, „am Sklaventische“ gefallen (nach Euripides in der Alkestis). Die Sklaven sind also Menschen wie andre Menschen, nur durch den Ratschluß der Götter in eine üble Lage versetzt, und eines edeln Menschen ward es nicht würdig erachtet, diese üble Lage noch zu verschlimmern, wie das Wort der Dejanira in den „Trachinierinnen“ beweist: Fern sei es, daß ich ihr (der Iole) noch ein weiteres Leid zufüge! Nicht selten stehen die Sklaven ihren Herrschaften als Freunde und Vertraute nahe. Möchtest du wohl von mir einen freundlichen Rat annehmen? fragt ein alter Diener den Hippolytus; und dieser antwortet: Gewiß, sonst wäre ich ja ein Thor! Ehrwürdig ist mir deine Hand, sagt Phädra zu der Amme. Herren und Diener, Frauen und Dienerinnen nehmen den herzlichsten Anteil an einander. Ich bin in deinem Hause nur ein Knecht, redet einer in demselben Stücke des Euripides den Theseus an, doch bringt in meinem Leben mich kein Mensch dazu, von deinem Sohn zu glauben, daß er böse sei, mögen sich auch alle Frauen an Stricken aufhängen. Dem wohlgesinnten Diener, sagt in der „Medea“ die Amme zum Pädagogen, ist des Herrn Leid wie eignes Leid, so hat auch mich der Kummer übermannt. Als Dejanira (in den „Trachinierinnen“) vom Leben Abschied nimmt, bricht

sie aufs neue in Thränen aus, so oft „auf eines lieben Dieners Angesicht ihr Blick fiel,“ und beim nahenden Tode der Alkestis ist das ganze Haus des Admetos in Thränen aufgelöst. So wenig ward der Sklave verachtet, daß sich Agamemnon in Sphigenie in Aulis nicht scheut, dem alten Diener zu gestehen, er beneide ihn, der in niedriger Verborgenheit sein Leben sorgenlos verbringen dürfe.

Da immerhin der Hochmut mancher Herren schon anfangen mochte, nach einem in der Natur begründeten Unterschiede zwischen den beiden Menschenklassen zu suchen, so weisen die Dichter solche Gedanken ausdrücklich zurück. Was dem Sklaven zur Unehre gereicht, spricht ein Alter im „Son,“ ist ja nur der Name; sonst ist ein Sklave, wenn er nur wacker ist, in nichts schlechter als ein Freier. Der Bote in der „Helena“ bezeichnet es als Pflicht des Sklaven, sich mit der Herrschaft zu freuen und zu betrüben, und fügt hinzu: „Mir sei's beschieden, mich zu den edelgesinnten Dienern rechnen zu dürfen, und wurde mir der Name des Freien nicht, so sei doch frei die Seele!“ In demselben Stück spricht der König zur Vortführerin der griechischen Sklavinnen: Dir geziemt nicht, hier zu richten! Wohl geziemt es, erwidert sie, wenn ich zum bessern rate. Dann bin ich der Sklave! ruft Theoklymenos; darauf sie: „Herr genug, um wohlzuthun.“

Fünfhundert Jahre nach Euripides hebt in Rom Juvenal die natürliche Gleichheit der beiden Klassen nachdrücklich hervor. In der vierzehnten Satire spricht er davon, wie die Kinder durch die Beispiele des Vaterhauses entweder zum Guten erzogen oder verdorben würden, und stellt da gleich voran: es sei ein großer Unterschied, ob der Vater ein Wüterich sei, der am Klatschen der Schläge und am Raffeln der Ketten Vergnügen finde, wegen Kleinigkeiten seine Sklaven mit glühenden Eisen brennen lasse und die Sklavenwohnung auf seinem Landgute zum Zuchthause mache, oder ob der Knabe von Kindheit an zur Sanftmut und Nachsicht bei kleinern Vergehen angehalten und ihm die Wahrheit eingeprägt werde, daß Leib und Seele der Sklaven aus denselben Stoffen gebildet sind wie wir. In derselben Satire charakterisirt er einen Geizhals damit, daß dieser seine Sklaven hungern lasse und selbst mit hungere. Der lächerliche Heuchler unsrer Tage läßt seine Sklaven niemals hungern, sondern diese hungern freiwillig; sie verdingen sich „durch freiwilligen Vertrag“ um eine Mark für den Tag oder für die Woche, und wenn sie davon nicht satt werden, so ist das ihre Schuld: warum haben sie sich „bei Abschließung des Vertrags“ verrechnet! Aber wenn sie fortlaufen oder sich mit ihresgleichen verbünden, um einen bessern „Vertrag“ zu erzielen, so ruft „der andre Kontrahent“ die Polizei, den Staatsanwalt und die Gesetzgebung gegen sie zu Hilfe. Oft genug kann ja der Herr nicht mehr zahlen als einen Hungerlohn. Das kam nun zwar im Altertum auch vor, aber dann war es ein Gegenstand ernstlicher Sorge für den Herrn. In der neunten Satire des Juvenal klagt ein

Schmarozer über sein karges Einkommen. Er habe nur noch einen Sklaven; damit könne man sich doch aber so wenig begnügen, wie mit einem Auge; er müsse also noch einen hinzu kaufen; woher solle er aber für zwei Nahrung und Kleidung nehmen? Solle er sie etwa, wenn sie im Winter fröhen, auf die Zeit vertrösten, wo die Heupferdchen wieder zirpen würden?

Im Lustspiel tritt natürlich die spaßhafte Seite des Verhältnisses in den Vordergrund. Der Sklave ist da ein Wesen, das der Herr je nach Laune entweder prügelt oder liebkost, mit dem er scherzt oder zankt, das für oder gegen ihn Ränke schmiedet; er spielt ganz dieselbe Rolle, wie die Diener untergeordneter Art bei Shakespeare, und wie sie Knechte und Bediente auch heute überall spielen, wo die Verhältnisse noch naturwüchsig sind, weder höfisch verzopft, noch byzantinisch verummmt, noch juristisch verkünstelt. Nicht wenige Leute benehmen sich gegen ihre Kinder — von den Hunden nicht zu reden — genau so, wie die Herren in der alten Komödie gegen ihre Sklaven. Das Muster eines solchen Herrn- und Dienerpaares sind Dionysos und Xanthias in den „Fröschen.“ Dionysos hat Ursache zu fürchten, daß es ihm an manchen Orten der Unterwelt übel ergehen könne, weil er in dem Löwenfelle des dort unten in schlimmen Andenten stehenden Herakles erscheint; er übernimmt daher des Dieners Rangen und tauscht mit ihm das Gewand. So oft nun der Bursch Miene macht, die Herrenrolle im Ernst zu spielen, nimmt Dionysos seinen Heldenmantel zurück; droht dann aufs neue Gefahr, so will er sich wieder verkleiden, muß sich aber aufs Bitten verlegen, weil Xanthias nicht mehr Lust hat, schmeichelt ihm und nennt ihn sein liebes Xanthiaschen; bei einer andern Gelegenheit verspricht er ihm ein Würstchen, wenn er artig sein wolle. Im „Frieden“ zählt Trygaios betend alle die Güter auf, mit denen die Friedensgöttin das Volk segnen solle, und vergißt dabei auch die warmen Wintermäntel für die Sklaven nicht. Im „Pluto“ erfahren wir gelegentlich, daß der neugekaufte Sklave beim Eintritt ins Haus mit Nüssen und andern Näscherien beworfen zu werden pflegte, zum Zeichen, daß er in ein wohlhabendes Haus komme, wo er keine Not zu leiden brauche. Lucian läßt in einem seiner Gespräche die Philosophen öffentlich verkaufen. Hermes, der Gerichtsvollzieher, bietet einen Epikureer aus und bezeichnet ihn als einen Atheisten und ein Leckermaul.*) Der Käufer zahlt die geforderten zwei Minen und sagt: „Was ich aber fragen wollte, welche Speisen liebt er denn?“ Süßigkeiten, besonders Honigkuchen und Feigen. „O, das ist nicht schwer zu beschaffen; wir werden ihm Stangen karischer Feigen kaufen.“ Über ihre Lage an sich beklagen sich

*) Der Verkäufer war verpflichtet, die Fehler des Sklaven anzugeben. Später, in Rom, bestimmten die Juristen, welche Fehler anzugeben seien, und darunter wurden, sehr charakteristisch, auch die Leidenschaft fürs Theater und die Gemäldeliebhabe genannt. Namentlich griechische Sklaven mögen auf ihren Botengängen bei jedem Kunstwerke stehn geblieben sein und sich so manchmal stark verspätet haben.

die Sklaven nur selten in der Komödie; öfter klagt der eine oder der andre darüber, daß er seine Not mit dem Herrn habe, wenn oder weil dieser verrückt sei. Aber der Bursche schweigt nicht still zu dem Absonderlichen, was der Herr thut, sondern schilt ihn tüchtig aus, auf die Gefahr hin, Prügel zu bekommen. Dafür ist denn der Herr auch mit Schlägen oder Drohungen schnell fertig, und selbst einem Burschen, der sonst als Herzensfreund behandelt wird, droht man wohl ein Auge auszuschielen. Solche Drohungen sind dann natürlich nicht ernst zu nehmen als die Drohungen, die ungebildete Leute im Zorn gegen ihre Kinder auszustoßen pflegen, wobei die Redensart: ich schlag dich tot! ganz besonders beliebt ist.

Wenn sich bei Plautus und Terenz Freie und Sklaven, die etwas mit einander zu schaffen haben, begegnen, so unterläßt keiner von beiden den höflichen Gruß. Trifft der Ankommende einen Bekannten mit seinem Diener, so bietet er seinen Gruß „dem Herrn wie dem Diener.“ Daß der Sklave zur Familie gehörte, war, auch wenn wir das Wort Familie im modernen Sinne nehmen, keine leere Redensart. Von den katholischen Pfarrwirtinnen geht die Sage, sie pflegten im ersten Jahre: des Herrn Schweine, im zweiten: unsre Schweine, im dritten: meine Schweine zu sagen. Die Sklaven der Alten blieben im zweiten Jahre stehen; bei allem, was die Familie und das Haus des Herrn betrifft, sprechen sie in der ersten Person der Mehrzahl: wir, uns, unser. In den „Brüdern“ des Terenz kommt Aeschinus in Verdacht, seiner Braut, der Tochter der Sostrata, das Eheversprechen gebrochen zu haben. Deren treuer Sklave Geta nimmt sich das so zu Herzen, daß er sich vor Wut nicht kennt und wünscht, es möge ihm nur einer vom Hause des Übelthäters, „der uns zu Grunde gerichtet hat,“ begegnen, damit er ihm den Schädel einschlagen könne, dem bösen Buben selbst will er vorher noch die Augen ausreißen. Ein Freund der Witve giebt diesem Geta das Zeugnis, daß er „für einen Sklaven kein schlechter Mann“ sei und mit seiner Hände Arbeit die beiden mittellosen Frauen ernähre. Im „Schaz“ des Plautus wirbt Philto für seinen Sohn um die Schwester des Lesbonikus. Dieser leichtfertige junge Mann hat alles durchgebracht und nur noch ein Landgütchen übrig, das er der Schwester zur Aussteuer geben will, da er sie doch unmöglich ohne Mitgift vermählen könne, denn dadurch würde er sie ja zur Buhlerin stempeln. Darüber ist nun sein Knecht Stasimus unglücklich; wovon, fragt er, sollen wir denn leben, wenn du unsre Nähramme weggiehst? Nun nimmt er den Philto beiseite und lügt das Blaue vom Himmel herunter, um ihm das Gütchen zu verleiden, was ihm um so leichter gelingt, als dieser ohnehin aus Mitleid mit Lesbonikus von vornherein auf Aussteuer verzichtet hat. Freilich ist des Stasimus Sorge keineswegs uneigennützig, denn um sich selbst thut es ihm nicht weniger leid als um den Herrn. Er fürchtet, daß dieser, wenn er vollends fertig sein werde, als Söldner Dienste nehmen und er als Troßknecht werde mitziehen müssen.

Die Sklaven der Komödie sind fast sämtlich Hausklaven, hie und da erscheint ein ländlicher Gutsverwalter. Nur bei Aristophanes, wo es noch kleinbürgerlicher zugeht, spielen auch Ackerbauklaven eine Rolle; später gehören diese nicht mehr zur Gesellschaft (die Fabrikklaven natürlich erst recht nicht), kommen daher in der spätern Komödie, der griechischen wie der ihr nachgebildeten römischen, nicht mehr vor. Diese spätere Komödie hat keine politischen Tendenzen mehr, sondern ist rein bürgerliche Charakterkomödie. Sklaven sind gewöhnlich die Intriganten des Stücks. Dazu waren sie gewissermaßen vorgebildet, weil lügen, betrügen und stehlen spezifische Sklavenlaster sind. Sie konnten es darin um so mehr zur großartigsten Virtuosität bringen, da sich der Staat nicht einmischte, der heutzutage schon bei der harmlosesten und entschuldigbarsten Dieberei eines jungen Menschen einschreitet und die Intrigantenlaufbahn kurz dadurch abschneidet, daß er den Erwischten zum „Verbrecher“ stempelt und zeitlebens aus der Gesellschaft ausschließt; nur in der Form der Hochstapelei kann der in Spitzbubenkünsten geübte noch zeitweilig mit der respektablen Gesellschaft in Verbindung treten. Im Altertum hing das Schicksal des Sklaven allein von seinem Herrn ab. Dieser konnte ihn kreuzigen lassen oder auf sein Landgut oder in den Steinbruch schicken, aber wegen Kleinigkeiten pflegte er nicht so grausam zu sein. Den Prometheus läßt Lucian sagen, Zeus sei doch wahrlich höchst unvernünftig, daß er über einige Stückchen stibitzten Opferfleisches in solchen Zorn gerate und so furchtbare Strafen verhängte. „Um wieviel verständiger betragen sich hierin die Menschen; von denen man erwarten sollte, daß sie sich leichter ereiferten als die Götter; trotzdem würde keiner von ihnen seinem Koch die Strafe der Kreuzigung zuerkennen, wenn er beim Fleischkochen mit dem Finger Bräse leckt oder sich ein Stückchen Braten abschneidet. Werden sie einmal sehr zornig, so versetzen sie dem Ertappten ein paar Pflöcke oder Ohrfeigen, aus Kreuz jedoch ist noch nie einer wegen solcher Dinge bei ihnen geschlagen worden.“ Übrigens erreichte der Herr mit Ohrfeigen nicht viel, und wenn er gröber wurde und die förmliche Geißelung verhängte, noch weniger. Denn jetzt stahl der Bursche erst recht, schon aus Rache. Gestohlener Wein, gestehen die Sklaven, schmecke doch immer am besten, fast noch besser aber schmecke es, wenn man die Geheimnisse des Herrn austragen und über seine Fehler klatschen könne, aus Rache für empfangene Schläge; das erquicke den ganzen Menschen bis ins Innerste hinein. So drückte denn der Herr lieber anderthalb Augen zu, bis es einmal gar zu arg wurde. Es kommt wohl vor, daß der Bursche berauscht aus dem Keller oder vom Gelage dahertaumelt und an der Hausthür ein aus andern Ursachen losbrechendes Gewitter spürt. Na, meint er in diesem kritischen Augenblicke gemüthlich, da verkrieche ich mich in einem Winkel und schlafe meinen Rausch aus; bis dahin wird das Unwetter wohl ausgetobt haben. Der Herr ist übrigens nicht der einzige geärgerte; auch der Oberflave wird wütend, wenn

er merkt, daß der Kellermeister die besten und teuersten Weine unten allein ausläuft und nur das schlechteste für den Tisch des Herrn herausschickt, denn so kommen ja auch sämtliche Wittsklaven zu kurz.*)

Also dem Intrigantengenie wurde die Entwicklung nicht abgeschnitten, es konnte sich voll entfalten und ausleben. Aufgabe eines solchen Burschen ist

*) Vor einiger Zeit erzählte der Vorwärts folgendes aus einer mitteldeutschen Stadt. Im Hospital wohnt eine über sechzig Jahre alte Frau, die sich aber den Lebensunterhalt — ich glaube mit einem Lumpenfram — selbst verdient und nur den Fehler hat, daß sie sich gern einmal ein Räuſchchen antrinkt. Eines Abends nun, wo sie angeheitert nach Hause gekommen sei, habe sie der Aufseher mißhandelt. Andern Tags sei sie aufs Rathhaus beschieden und dort vor dem Bürgermeister — ob auch andre Magistratspersonen dabei waren oder nicht, habe ich vergessen — unter Zuziehung eines Arztes mit einem Stöcke geprügelt worden. Der Bürgermeister sandte darauf dem Vorwärts eine Berichtigung, die der Hauptsache nach lediglich eine Bestätigung war. Nur wurde die Frau als unverbesserliche Trunkenboldin bezeichnet, die schon öfter öffentliches Argernis gegeben habe; an jenem Abende sei sie neben ihrem Hundekarren auf der Straße liegend angetroffen worden. Mit den Schlägen sei es nicht schlimm gewesen; die Frau sei dabei vollständig bekleidet geblieben (das fehlte auch gerade noch, daß ein deutscher Magistrat des neunzehnten Jahrhunderts einer alten Frau die Röcke aufheben ließe!), und es sei dazu ein schwaches Stöckchen benutzt worden, die Strafe habe mehr schrecken als wehthun sollen (wozu wurde dann der Arzt zugezogen, was die „Berichtigung“ ausdrücklich bemerkt?). Nun, auf die Stärke der Hiebe kommt hier so viel nicht an. Im alten Griechenland oder Rom wird eine solche Nothet kaum vorgekommen sein; daß ein Mann eine Frau schlägt — von den Mißhandlungen der Sklavinnen durch Damen wollen wir später reden —, kommt in der Komödie nur einmal vor; im „Goldtopf“ prügelt der vor Geiz verrückte Euklio die alte Magd zum Hause hinaus, weil er fürchtet, sie könne seinen Schatz entdecken oder habe ihn schon entdeckt. Aber daß ein mit obrigkeitlicher Würde bekleideter Mann eine alte Frau vor seinen Augen mit Vorbedacht hätte abprügeln lassen, das ist dem Geiste des Altertums nach nicht gut denkbar. Und wegen dieser Ursache! Ein schöner Anblick ist es ja freilich nicht, wenn eine alte Frau betrunken im Kinnstein liegt. Aber da die Betreffende bloß einen Hundekarren hat, kann sie nicht in der Equipage nach Hause fahren, wie Herren, die sich beim Diner angeheitert haben, und wenn sie täglich ein kräftiges Mittagessen und dazu ihr Glas Portwein hätte, würde sie überhaupt keinen Schnaps trinken. Was auch die Temperenzler jagen mögen, ein Tropfen Alkohol thut alten Magen wohl und wird namentlich bei sader Kost zur Erhaltung der Spannkraft notwendig. Auf dem Dorfe lieben alle alten Frauen den Schnaps leidenschaftlich und machen kein Hehl daraus; Stadtfrauen haben nur zu viel Selbstbeherrschung, um ein für unanständig geltendes Gelüst zu verraten. Für unanständig gilt natürlich nur der billige Alkohol, im regelmäßigen Weingenuss findet niemand etwas unanständiges, der macht im Gegenteil vornehm. Und ist es ein Verbrechen, wenn eine arme alte Frau ihr Elend einmal auf ein Stündchen vergessen, sich in heitere Stimmung versetzen, den Schmutz und die Lumpen, die sie umgeben, einmal durch ein verklärendes Medium sehen will? Das Dichtergenie — auch die religiöse Schwärmerei ist Ausfluß der dichtenden Phantasie — bringt das ohne Alkohol fertig; ist aber die Lumpensammlerin verpflichtet, ein Dichtergenie zu sein? Edler und achtungswürdiger ist sie, wenn sie trotz beständigen Magentrampfs keinen Schnaps trinkt; thut sie aber — nun, wem haben kann und trotzdem noch nie in seinem Leben Champagner gekostet, die Jagdflasche immer nur mit Wasser statt mit Cognac oder Rotwein gefüllt hat, der werfe den ersten Stein auf sie! Wer ihr aber Prügel zuküſſen will, der lasse vorher unsre sämtlichen Korpsstudenten öffentlich auspeitschen!

Grenzboten I 1894

es nun in der Komödie gewöhnlich, dem Sohne bei seinen Liebchaften zu helfen: Geld für die Kuppler zu schaffen, den Vater zu hintergehen, die Vermählung mit einer ungeliebten Braut zu vereiteln, die Geliebte zur Gattin zu machen. Der Sklave hilft dem Jüngling entweder aus reiner Gutmütigkeit, oder mit dem Hintergedanken, daß man es mit dem zukünftigen Herrn nicht verderben dürfe, in welchem Falle er wohl darüber klagt, wie schwierig seine Lage zwischen zwei Feuern sei, oder aus reiner Lust an Ränken und Possen, oder aus allen diesen Gründen zugleich. Der Sohn ist dem treuen Helfer in der Not stets von Herzen dankbar, und wenn sich dann am Schlusse alles in Wohlgefallen auflöst und der Alte bloß noch, um den Rest seiner Galle loszuwerden, den Schurken kreuzigen oder in die Mühle schicken will, so bittet ihn jener los. Manchmal macht dem Alten selber die Piffigkeit des Kerls Spaß, und es kommt vor, daß er mit diesem eine Wette eingeht, er werde sich nicht überlisten lassen, aber verspielt und dem Halunken auch noch etwas herauszahlen muß. Ein echt menschlicher Zug! Können doch bis auf den heutigen Tag selbst die frömmsten und steifleinesten Zeitungen nicht umhin, interessante Gaunerstückchen aufzunehmen, weil sie den Geschmack ihres Publikums wohl kennen: alle diese vornehmen Herren und würdigen Matronen freuen sich über einen schlau durchgeführten Betrug, vorausgesetzt, daß nicht sie die Geprüllten sind. Seinen höchsten Triumph feiert der listige Sklave, wenn es ihm gelingt, zwei zugleich zu pressen, deren Interessen einander entgegengesetzt sind, und deren jeder ihn gegen den andern zu benutzen gedachte. Den Gipfel der Frechheit läßt Plautus den Tranio im „Hausgeist“ erklimmen, der dem Haussohn nicht allein bei seinen Streichen geholfen, sondern ihn geradezu verführt hat. Während der Sohn und ein Freund des Vaters, der eine exemplarische Züchtigung fest beschlossen hat, den Erzürrten zu besänftigen bemüht sind, hält jener keinen Augenblick sein loses Maul, und da seine Gönner ihn beschwören, doch endlich einmal still zu sein, schneidet er wenigstens noch Gesichter. Zuletzt unterstützt er ihre Bitten gar noch mit dem schönen Versprechen: Du nur, was die sagen! Bis morgen stell ich wieder was neues an, und du kannst mich dann für das alte und neue zugleich gerben lassen. Der Vater schenkt ihm trotzdem die Strafe.

Doch ist der Ränkeschmied nicht der einzige Sklaventypus der Komödie. Es kommen rechtschaffne Sklaven vor, die es, wie Strobilus im „Goldtopf“, für ihre Pflicht halten, den Haussohn vor Thorheiten zu bewahren. Den edeln Jüngling, der für seinen Herrn und Jugendfreund sein Leben aufs Spiel setzt und Qualen erduldet, vertritt Tyndarus in den „Kriegsgefangenen.“ Wie unbedingt der Herr seinem Leibdiener zu vertrauen pflegte, sieht man aus den Menächmen, wo Messenio nicht allein den Beutel des Herrn hat, sondern auch den Herrn zur Sparsamkeit mahnt. Wenn Shakespeare in seiner Bearbeitung (1. Aufzug, 2. Szene) dem Dromio von Syrakus Worte in den Mund legt,

die es gewagt erscheinen lassen, daß ihm der Herr eine bedeutende Geldsumme anvertraut, so ist dieser Satz nicht dem Original entnommen. Endlich kommt der Verwalter vor, dem der Herr vor Antritt einer langen Reise sein ganzes Haus anvertraut hat, und der seines Amtes mehr oder weniger treu waltet. Daß dieser Fall sehr häufig gewesen sein muß, sehen wir aus dem Neuen Testament. Die Anziehungskraft der Parabeln Jesu auf die Gemüter beruhte eben darauf, daß sie Zug für Zug dem wirklichen Leben entnommen, nicht geistreich ersonnene und künstlich komponirte Märlein waren. Der Herr glaubte sich also im allgemeinen auf so einen alten, bisher unsichtig und treu erfundenen Sklaven verlassen zu können, auch wenn dieser monate- und jahrelang allein und ohne Aufsicht schaltete. Zuweilen fand er sich einigermaßen getäuscht. So im „Phormio“ des Terenz Demipho, der bei der Rückkehr erzählt, daß sein Sohn ein armes Mädchen geheiratet habe und den Oberflaven Geta mit den ironischen Worten begrüßt: „Ei willkommen, du wackerer Hüter, du wahrhafte Stütze des Hauses, dem ich bei der Abreise meinen Sohn anvertraut habe!“ Zuweilen ist aber der Verwalter auch wirklich treu, grämt sich über des Sohnes lieberliche Wirtschaft, wünscht, der Alte möge recht bald zurückkehren, und begrüßt ihn mit aufrichtiger Freude, wenn er dann kommt. So der schon erwähnte Stasimus im „Schaz.“ Zwar hat der Mann auch sich selber nicht vergessen. Als Lesbonikus, der gute lieberliche Zunge, einmal Rechnung macht, um zu sehen, wo sein Geld eigentlich hingekommen sei, erinnert ihn Stasimus noch an einen Posten: „und was ich gestohlen habe?“ Allein er hat doch eigentlich recht gethan, daß er nicht alles zum Kuckuck gehen ließ; im Grunde genommen hat er für den Herrn mitgestohlen. Da er den Verlust des Gütlehens drohen sieht, beschließt er, sein Talent zurückzufordern, das er ausgeliehen hat, damit er Reisegeld habe, und es ist nicht daran zu zweifeln, daß er, wenn es so weit gekommen wäre, seinen ganz anständigen Zehrpennig mit Lesbonikus ehrlich geteilt haben würde. Im „Hausgeist“ gerät der treue Gutsverwalter Grumio mit dem Erzhalunken Tranio, dem Verführer des Haussohnes, zusammen. Jener kommt in die Stadt, um Geld auf Viehfutter zu holen, wird beim Anblick der Schlemmerei, die er da mit ansehen muß, und über die er sich schon lange gegrämt hat, von Wut ergriffen und hält dem Tranio eine derbe Strafpredigt. Dieser von Salbenduftende seine Herr verspottet den „stinkenden Bauer“ und prahlt, er werde auch in Zukunft nach seinem Geschmack weiterleben bei Wein und Mädchen; Grumio möge sich nur nicht um die Erziehung des jungen Herrn, sondern um die seiner Ochsen bekümmern. Zuweilen ermuntert der brave Knecht sich selbst mit einer drolligen Ermahnungs- und Lobrede, hält sich die Pflichten eines treuen Dieners vor und preist sich glücklich, daß er keine Schläge zu fürchten brauche wie die schlimmen Buben, die nur durch Ränke der verdienten Strafe eine Zeit lang entgehen können; mit solchen möge er nichts zu schaffen

haben, ja nicht einmal an einem Tische essen. Es entspricht nur einem auch heute noch nicht ausgestorbenen Geschmack, wenn gerade so ein guter Tropf in seiner Dummheit seinem Herrn einen recht schlechten Dienst erweisen und arg hineinfallen muß, wie Harpag im „Pseudolus.“



Herr von Müller und ein Hohenzollerndrama



in wigiger Berliner Kaufmann soll einmal gewettet haben, er wolle mit drei Worten aus fünfzig Leuten zugleich dieselbe Frage herauslocken. Darauf sei er in eine große Gesellschaft hastig mit dem Rufe hereingestürzt: Meyer ist pleite! worauf im Chorus die Frage erschollen sei: Welcher Meyer? So würde die bloße Überschrift unsers Aufsatzes, da von dem zahllosen Geschlecht derer Müller mindestens einige Hundert geabelt worden sind, wahrscheinlich zahlreiche unserer Leser zu der Frage: „Welcher Herr von Müller?“ veranlassen. Darum wollen wir lieber gleich sagen, daß Herr von Müller, Herr Erasmus von Müller der passive Held eines neuen Romans von Ernst Wichert ist (Leipzig, Karl Reißner) und ehe er den Entschluß faßte, seine sauer erworbenen Reichtümer zum guten Teil in einem großen Güterkomplex anzulegen, Großkaufmann „in“ Kaffee und irgend einem beliebten und weit verbreiteten Kaffeesurrogat gewesen ist. Er hat in zweiter Ehe ein armes Freifräulein von Dietenbach geheiratet, die es widersinnig findet, daß ein so schönes Millionenvermögen bürgerlich bleiben soll, während es von armem Adel im Lande wimmelt. Sie hat es demgemäß durchgesetzt, daß Müller sein Geschäft dem bürgerlich verbliebenen ältesten Sohne abgetreten hat, sich als Herr von Müller auf Steinhäusen, Arnswalde, Bröckelwitz, Ebenau u. s. w. niedergelassen hat und sich nun in den Kreisen der Großgrundbesitzer heimisch zu machen sucht. Da er kein gewandt zudringlicher Jude, sondern ein steifnackiger Norddeutscher ist, so gelingt ihm das, trotz der ehrgeizigen und klugen Frau, ziemlich schwer. Immerhin hat der zweite Sohn Leopold Aufnahme als Leutnant in einem Gardékavallerieregiment gefunden, die Tochter, Fräulein Renate von Müller, hat sich mit Komtesse Helene von Wiesel, der Grafentochter auf der benachbarten Herrschaft Trumphen, befreundet, der fünfjährige Sohn aus zweiter Ehe, Dagobert, wird durchaus zum künftigen Majorats Herrn und Baron Müller-Dietenbach oder Müller-Steinhäus erzogen, obwohl vor der Hand noch kein Majorat da ist. Die Stiftung eines großen Fideikommisses liegt der ener-